

Pfarrer Saller [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

27. Mai

□ □ Linde im Mai. □ □

Von Hans Brugger.

Sei mir begrüßet, du Linde,
Schattend am Wiesenrain,
Wogend im Frühlingswinde
Willst du wohl Königin sein.
Königin rings im Revier
Trägst du viel goldene Zier.

Blättlein von grünlichem Golde
Sprossend im Maienlicht
Woben im Frühlingssolde
Noch keine Krone dicht.
Zwischendurch, Wanderer, schau,
Wölbt sich des Himmels Blau.

Schöner noch nachts, wenn sich drängen
Hell im unendlichen Raum
Und im Gezweige dir hängen
Sterne, du Wunderbaum.
Seele, der Herrlichkeit
Öffne dich weltenweit! —

□ □ Pfarrer Saller. □ □

Von Lisa Wenger.

— 4. Fortsetzung. —

Als er den schmalen Weg hinunterschritt, der von dem Landhause auf die Straße führte, begegnete er einem Jungen, der ihm einen Brief übergab.

Er war von dem Wirt von gestern. Gottfried riß das Schreiben auf, das nur ein paar schief geschriebene Zeilen enthielt.

„Ich werde mir erlauben, wenn Ihr nichts dawider habt, und weil ich doch ohnehin zur Stadt muß, bei Euch vorzusprechen, um die sechs geliehenen Goldstücke bei Euch oder Eurem Vater einzuziehen,“ hieß es zum Schluß.

Gottfried hielt das Papier gedankenlos, wie betäubt in der Hand, und ging geradeaus, dem rauschenden Fluß entlang.

Der letzte Rest von Energie und Hoffnung verließ ihn. Das Uebermaß an Furcht, Demütigung und Scham erschöpfte ihn dermaßen, daß er kaum gehen konnte.

Er folgte dem Lauf des Stromes, der in großen Windungen die Stadt wie eine mächtige Schlange umfing und sich dann im Schatten dunkler Tannenwälder weiter wand.

Gottfried setzte sich auf einen Grashügel und starrte in die Flut. Sie kam und rauschte vorbei, und neue Wasser kamen und glitten weiter, und andere, und wieder andere.

Das gleichmäßige Plätschern beruhigte ihn fast. Er hörte auf, eigentlich zu denken. Seine ermatteten Nerven gaben nach. Doch überkam ihn das Gefühl eines unsäglichen Unglückes und einer grenzenlosen Einsamkeit.

Dazwischen tauchten wie jähe Blitze einzelne Gedanken in ihm auf. Der Vater, und das Geständnis, das er ihm zu machen hatte. Die Mutter, der er solches Leid antat. Die Großmutter, die, wüßte sie, daß er gespielt, dem Vater selbst den Stock in die Hand drücken würde: „Wer seinen Sohn hasset, der sparet die Rute.“ Er stöhnte tief auf.

Mühsam erhob er sich und ging weiter, immer dem Flußufer entlang. Es rauschte und flüsterte und murmelte zu seinen Füßen. In der großen Stille hörte man das Schnellen der jagenden Fische.

Es ging ein Friede und eine Ruhe von den grünen, treibenden Wassern aus, die Gottfried einlullten und ihn wie in einen Traum versenkten. Er starrte hinunter in den Strom. Er war tief und dunkelgrün und durchsichtig.

„Da unten muß sich gut schlafen lassen,“ dachte er. „Da wäre es aus mit der Angst und der Schande. Das müßte schön sein.“ Die Wasser lockten und raunten, sangen. Eine tiefe Bucht hatte sich gebildet, die Tannen neigten sich darüber. Langsam drehten sich die weichen, lautlosen Wellen und smaragdgrün funkelte es zwischen den weißen Ufersteinen.

Müde bog sich Gottfried über das Wasser.

„Da unten ist es still. Wenn ich doch da unten läge,“ ging es ihm traumhaft durch den Sinn. Er gab der Lockung nach. Plötzlich glitt er in die Tiefe und versank lautlos.

Weiter unten tauchte er wieder auf, griff mit den Armen in die Luft und verschwand. Die Wasser hatten den Schwachen in ihre starken Arme genommen. —

III.

Als Gottfried auch zum Abendbrot nicht erschien, ging die Pfarrerin hinüber in ihres Aeltesten Zimmer, um ihn zum Essen zu rufen.

Sie hatte den ganzen Nachmittag bei ihrer Flickarbeit seiner gedacht, mit Sorge seines liederlichen Gebahrens von gestern und mit Leid und Schmerz um der allzuharten Strafe willen, die er erlitten.

Pfarrer Saller hatte ihr selbst Mitteilung davon gemacht. Mit einer Gebärde des Erschreckens hatte sie beide Hände leicht gefaltet erhoben.

„Geschlagen? Den großen Menschen, Franz. War das richtig?“ frug sie bange. Aber abwehrend schüttelte er den Kopf.

„Es mußte sein, Marie. Es ist mir schwer geworden. Sprich nicht mehr davon. Und ich wünsche nicht, daß du nach Gottfried siehst. Er wird seinen Fehler einsehen und von selbst kommen.“ Sie war traurig an ihre Arbeit gegangen, aber der Gedanke an ihren Sohn hatte sie unaufhörlich gepeinigt, und Träne um Träne war auf ihre Flickerei gefallen.

Man stellte Gottfried das Essen in die Ofenröhre. Als es neun Uhr schlug und die Hausandacht abgehalten wurde, begann die Pfarrerin ernstlich unruhig zu werden.

„Wo mag Gottfried nur bleiben,“ frug sie ängstlich ihren Mann. „Geh du nur zu Bett, ich warte auf ihn.“

„Ich habe noch zu arbeiten,“ sagte der Pfarrer, „du kannst meine Lampe mitbenutzen und dich zu mir setzen.“

Schweigend saßen sie beisammen, er schreibend, sie strickend. Die alte Uhr, auf der ein Kind gemalt war, das in einen Apfel biß, und eines, das eine Sanduhr in der Hand hielt, schlug Viertelstunde um Viertelstunde.

Die Pfarrerin litt an fast unerträglichen Schmerzen im Hinterkopf, manchmal befiel sie ein Schüttelfrost und dann glühten ihre Hände. Aber sie wollte nicht zu Bett gehen, ehe Gottfried gekommen.

„Franz, es muß ihm etwas geschehen sein.“ Saller sagte nichts, aber er schrieb nicht mehr. Er hielt die Feder in der Hand und machte von Zeit zu Zeit einen Punkt oder einen Strich auf das Löschblatt. Eine ihm fremde Bangigkeit lastete auf ihm.

Auf der Straße hörte man einen Wagen fahren, der vor dem unteren Gartentor zu halten schien. Der Pfarrer sah hinaus. Ein paar Männer stiegen aus. Sie hoben etwas herunter. Die kleine Tür öffnete sich mit einem kreischenden Geräusch, und die dunklen Gestalten kamen langsam den Weg hinan. Saller sah nun, daß sie einen Menschen trugen, und wußte im gleichen Augenblick, daß es Gottfried war.

„Kommt er?“ frug die Pfarrerin freudig. Aber da sah sie ihres Mannes entstelltes Gesicht.

„Um Gotteswillen,“ rief sie, „was ist?“

„Sie bringen ihn,“ sagte er. „Ich will ihnen entgegen gehen. Bleibe du hier.“ Aber sie ging mit ihm aus der Türe und die Treppe hinunter. Sie hielt sich am Geländer fest.

Saller schlug Feuer und zündete mit zitternder Hand ein Windlicht an, das im Flur stand.

Die Hausglocke schlug leise an und Saller öffnete die Tür.

Der Mann, der neben den Trägern stand, nahm die Mütze ab.

„Herr Pfarrer,“ sagte er stotternd vor Aufregung, „wir haben ihn aus dem Wasser gezogen. Es hat ihn einer hineinspringen sehen, aber er war am andern Ufer und konnte nicht schwimmen. Dann suchten wir ihn. Unten bei den Mühlen blieb er hängen.“ Franz Saller war es, als müsse die Erde sich auftun. Es schüttelte ihn wie einen Baum, die Zähne schlugen ihm aufeinander.

Die Pfarrerin hatte sich über den eiskalten Leib ihres Sohnes geworfen und umklammerte ihn wimmernd, sodaß die Männer ihn kaum halten konnten.

„Wo sollen wir ihn hintragen?“ frug einer. Saller nahm sich zusammen und führte sie in eine kleine Stube zu ebener Erde, die als Vorratskammer diente.

Das Wasser lief noch immer von Gottfrieds Kleidern herunter und bildete kleine Tümpel auf den steinernen Fliesen.

Die Männer legten den Leichnam sorgfältig auf einen langen Tisch, der da stand. Darauf gingen sie still hinaus. Der Pfarrer nickte mit dem Kopf. Sie verstanden den Dank. Eine Weile regte sich nichts. Dann schrie die Pfarrerin plötzlich auf. „Er ist tot. Er hat sich extränkt.“ Starr sah sie ihren Mann an. Eine unermessliche Schuld bürdete ihm dieser Blick auf.

„Nein,“ rief der Pfarrer schauernd und richtete sich hoch auf, „du sollst mich nicht anklagen, Marie. Dieses Furchtbare ist nicht meine Schuld. Ich habe getan, was ich mußte und Gott ist mein Zeuge, daß es mir schwer fiel.“ Aber sie sah nicht weg, starr bohrten sich ihre Augen in die seinen. Dazu bewegten sich ihre Lippen, doch hörte man keinen Laut.

Dann warf sie sich wieder über Gottfrieds Körper und streichelte sein mageres, weißes Gesicht und seine Stirne. Mit beiden Armen hielt sie ihres Sohnes Kopf umklammert.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt,“ sagte Saller mit wankender Stimme, und setzte sich auf eine hölzerne Bank, denn seine Füße wollten ihn nicht mehr tragen.

Marie Saller schüttelte heftig den fieberheißen Kopf.

„Nein,“ rief sie. „Du bist schuld. Nicht Gott hat ihn mir genommen, du, du! Gott ist barmherzig, sage ich dir, aber du —“ Saller hielt ihre hocherhobene Hand fest.

„Marie!“ rief er fast drohend. Dann ließ er den Arm sinken.

„Ich will Hilfe holen,“ sagte er müde, und ging hinüber in Pauls Stube, und weckte den jungen Menschen.

„Was ist,“ frug er halb im Schlaf, „ist ein Unglück geschehen?“

„Ja,“ sagte Saller, „Gottfried —“ Er schwieg. Hastig zog Paul sich an und ging mit Saller hinüber in das kleine Zimmer.

Er wurde totenbleich, als er den Freund sah in den tropfenden Kleidern und mit den nassen, klebrigen Haaren, die ihm in die Stirne hingen. Er wollte an den Tisch treten, aber da umklammerte ihn die Pfarrerin mit einem Aufschrei.

„Paul, Paul, er hat sich ertränkt. Er ist tot, Paul. Ich habe ihm nicht geholfen. Ich habe ihn in den Tod gehen lassen. Ich bin daheim gesessen und habe genäht, während er ins Wasser sprang. Ich bin nicht zu ihm gegangen und habe ihn getröstet.“ Dann ließ sie plötzlich Paul los und sah ihren Mann an.

„Du hast mich nicht gehen lassen, Franz, du bist schuld,“ schrie sie außer sich. „Du bist schuld, du hast ihn getötet.“ Dann sagte sie zu Paul: „Er hat ihn heute Morgen geschlagen.“ Saller sah sie fest an.

„Komm zu dir, Marie.“ Paul schlug die Hände vor das Gesicht.

„Das ist furchtbar,“ murmelte er. Die Pfarrerin lag wieder über ihres Sohnes Leiche.

„Wir wollen ihn auskleiden und in sein Zimmer tragen,“ sagte der junge Mann mit einer Stimme, die er kaum festigen konnte. „Zuerst will ich Euch aber hinüberführen, liebe Frau Pfarrer.“ Er nahm ihre Hand, als wäre er ihr Sohn, und geleitete sie in ihr Zimmer, wo sie willenslos auf einen Stuhl sank. Ihre Kleider waren naß, und sie erschauerte heftig.

Paul suchte unter Gottfrieds Wäsche ein Hemd und ging zu des Freundes Leiche zurück.

Der Vater saß tief vornübergebeugt daneben, die Stirne auf dem Tisch, auf dem sein Sohn lag. Es schien ihm, als seien Berge über ihm zusammengefallen.

„Des Herrn Hand lastet schwer auf mir,“ sagte er zu Paul. „Fast übersteigt es meine Kraft.“ Dann erhob er sich und entkleidete, wusch und trocknete mit Paul den eiskalten, starren Körper. Darauf trugen sie Gottfried auf sein Bett.

Mit einer scheuen, ungewohnten Liebkosung strich Pfarrer Saller über Gottfrieds Wange. Das hatte er dem Lebenden nie getan.

Paul weinte bitterlich, und die Pfarrerin saß auf einem Lehnstuhl neben ihrem toten Sohn und legte ihren Kopf auf das Kissen neben den Verlorenen.

So hielten die Drei Totenwacht.

(Schluß folgt.)

Lisa Wenger.

Von Dr. H. E. B.

Albert Rbster hat in seinen „Sieben Vorlesungen“ auf die Erscheinung hingewiesen, daß in der Schweiz eine Personalunion zwischen Maler und Dichter nichts Seltenes sei. Er hätte als Beispiel neben Salomon Geßner, Ulrich Hegner und Martin Aflter wohl auch den Berner Karl Stauffer nennen sollen, der Gottfried Keller zeitlich und geistig näher stand als jene älteren Züricher Kollegen. Diesen, wie es scheint spezifisch schweizerischen Zug läßt auch Lisa Wenger im Zusammenhang mit dem Meister nennen. Dabei ist die Zusammennennung auch innerlich wohl begründet, wenn man damit andeuten will, daß wir in Lisa Wenger eine ernstzunehmende literarische Persönlichkeit vor uns haben. Eine Einreihung wäre verfrüht und zur Zeit nicht wohl möglich, da die Künstlerin erst mitten in ihrer Entwicklung steckt und ihre wenigen Werke zu einem abschließenden Urteil nicht berechtigen. Lisa Wenger hat mit ihren Landesmännern Keller, Meyer, Gotthelf — auch Arnold Ott wäre zu nennen — eben auch den Zug gemeinsam, daß sie spät erst ihrer dichterischen Bestimmung bewußt wird und zur Feder greift. Dieses „Spät, aber doch nicht zu spät“ liegt wohl mehr in den Umständen als im Wesen der Schriftstellerin begründet; während bei G. Keller und bei C. F. Meyer der Dichter sich aus der ganzen übrigen Persönlichkeit, vom Maler und Historiker losringen mußte, hat Lisa Wenger sozusagen zufällig, als sie ihren Kindern Märchen erzählte, ihr Talent entdeckt. Die nachfolgenden Lebensdaten mögen diese Tatsache rasch beleuchten.



Lisa Wenger.

Lisa Wenger-Knuß ist am 23. Januar 1858 in Bern als „halbe Bernerin“ (ihre Mutter war die Tochter des Spitalpredigers Haller in Bern) geboren. 1863 siedelten ihre Eltern nach Basel über, wo die Kinder die Schulen besuchten. Lisa bildete sich im Malen aus und hielt sich zu diesem Zwecke 1880 in Paris, später in Düsseldorf und Florenz auf. 1890 verheiratete sie sich. Bis 1904 leitete sie ein Damenatelier mit ungefähr 30 Schülerinnen. Nach Delsberg übergesiedelt, wo ihr Gatte, ein Stadtberner, zwei Fabriken besitzt, begann sie zu schreiben: eine Fabel für eines ihrer Kinder. Dies machte ihr Freude, mehr als das Malen, und sie schrieb weiter, sechzig Fabeln, aus denen das „Blaue Märchenbuch“ (bei Huber & Cie. in Frauenfeld verlegt) gebildet wurde, das 1906 herauskam. In gedrängter Folge entfielen „Wie der Wald still ward“ 1907, „Prüfungen“ 1908 (beide Bücher ebenfalls bei Huber & Cie.), „Die Wunderdoktorin“ 1909 (in der „Schweiz“). Mehrere Erzählungen, die in Zeitschriften zerstreut erschienen, warten der Sammlung. Daneben malte sie 4 Kinderbücher: „Von Sonne, Mond und Sternen“, „Das weiße Häschen“, „Soggeli soll ga Birli schüttle“ und „Hüt isch wieder Fasnacht“, die zum Teil riesige Auflagen erreichten.

Die beiden letzten sind bei A. Francke in Bern erschienen (Preis je Fr. 2) und können zum Besten gezählt werden, was in letzter Zeit an Kinderbüchern entstanden ist.

Diese wenigen Daten verraten schon, was ihre Werke, genauer betrachtet, eindrucksvoll dartun: daß Lisa Wenger fest